Zeitschrift: Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz

Band: 74 (1996)

Heft: 3

Artikel: Wieviel Information braucht der Mensch, wieviel verträgt er? : Kommunikationswandel im Spannungsfeld zwischen Medientechnik und Medienkultur

Autor: Hess-Lüttich, Ernest W.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-341265

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Art und Weise, wie wir politisieren und uns vergesellschaften, nachhaltig verändert hat. Ursache dafür ist aber nicht der rasante Wandel der Informationstechnologie, sondern der krisenhafte gesellschaftliche Wandel, der die traditionellen Parteimilieus aufgelöst hat. Die Deregulierung des politischen Systems und des Mediensystems durch soziale Bewegungen und kapitalistische Unternehmer hält diesen Prozess weiterhin in Gang. Wer ihn kritisch verfolgen will, darf den Strukturwandel der Öffentlichkeit nicht mit dem Wandel ihrer Infrastruktur verwechseln.

Andreas Ernst, Dr. phil. I, arbeitet am Forschungsschwerpunkt «Öffentlichkeitssoziologie und Öffentlichkeitsgeschichte» des Soziologischen Instituts der Universität Zürich.

Wieviel Information braucht der Mensch, wieviel verträgt er?

Kommunikationswandel im Spannungsfeld zwischen Medientechnik und Medienkultur

1. «Es ist beinahe unmöglich, auf dem Gebiet der Kommunikation exakte Vorhersagen zu machen», bekannte Umberto Eco kürzlich in einem Gespräch mit der Weltwoche (v. 23.5.1996). Dort stellte er auch, im weiteren Verlauf dieses Gespräches, angesichts des kritischen Befundes, dass «ein Zuviel an Information gleichbedeutend mit gar keiner Information» sei, die zentrale Frage: «Wie sollen wir auswählen?» Damit ist in der Tat ein Problem

Ernest W. B. Hess-Lüttich

benannt, das uns in Zukunft zunehmend beschäftigen wird. Immer grössere Informationsmengen werden immer mehr Menschen in immer kürzeren Zeitabständen verfügbar. Die «Halbwertzeit» der Aktualität des Neuen schmilzt immer schneller dahin. Immer nachdrücklicher dringt ins öffentliche Bewusstsein: die Umwälzungen in der Medientechnik verändern die Medienkultur und damit unvermeidlich auch unsere Kommunikationskultur im Alltag unserer Gesellschaften. Sind wir darauf eigentlich ausreichend vorbereitet?

Viele Menschen fragen sich, ob sie noch Schritt halten können mit der technischen Entwicklung. Sie haben Mühe, ihren Videorecorder zu programmieren und zögern bei der Wahl zwischen sechzehn Waschprogrammen. Sie wollen ein Lexikon kaufen und bekommen eine CD-ROM-Diskette. An der Steuererklärung sind sie schon ohne Computer gescheitert, das neue Programm dafür macht sie erst recht ratlos. Sie wollen jemandem einen Brief schreiben und werden gebeten, ihn doch lieber schnell «rüberzufaxen» oder per «e-mail» zu schicken. Wenn sie wandern im Wald, piept ein «Handy» dazwischen, weil sie stets «online» sein müssen.

Sie werden ungeduldig mit ihren Eltern, weil denen die teure Technik ihrer Weihnachtsgeschenke zu kompliziert ist, und verstehen ihrerseits kaum noch die Computerspiele und -sprache ihrer Kinder.

Immer schneller verändert sich unsere Verständigung im Alltag unter den Bedingungen ihrer Technisierung. Zum Guten? Zum Schlechten? Die öffentlichen Beobachter sind meist «Freaks» oder «Warner». Sie begrüssen euphorisch die Möglichkeiten der neuen Medien und die Perspektiven der Kommunikationstechnologie und versprechen das Blaue vom Himmel. Oder sie warnen vor den Folgen, vor Reizüberflutung und Datenmüll und Tod der Kommunikation. Die eigentlich interessanten Fragen aber werden selten gestellt: Wie wandelt sich unsere Kommunikation im Gefolge des technischen Fortschritts? Wie verändern sich Texte bei ihrer Mehrfachverwendung im Verbundsystem der Medien? Wie werden sie umgeformt beim Übergang von einem Medium ins andere? Welche Wechselwirkung gibt es zwischen den Künsten in verschiedenen Medien? Welche sprachlichen und ästhetischen Ausdrucksformen wählen Autoren und Künstler beim Wechsel des Mediums? Wie gehen wir heute um mit Texten und Zeichen im Vergleich zu früher? Was müssen wir lernen, um morgen noch mithalten zu können? Welche Entwicklungen führen in die Irre und gegen welche Interessen müssen wir uns behaupten lernen? Wie informieren wir uns ausreichend (angemessen, umfassend) bei knapp bemessenem Zeitbudget, ohne uns die Sinneskanäle und Gedächtnisspeicher zu verstopfen mit allzu viel Überflüssigem in Text und Ton, in bunten Bildern beliebig Feilgebotenem?

2. Versetzen wir uns ein paar Jahre zurück, in die turbulenten Aufbruchszeiten der sogenannten 68er-Generation etwa. War das vorauszusehen, damals als Norbert Wiener (1964!) das neue «Zeitalter der Nachrichtentechnik» ausrief? War das vorauszusehen, dass uns Techno-Kunst und Video-Plastik und Computer-Musik zur Gewohnheit würde? Dass das Bild vom persönlich für sein Werk einstehenden Autor verschwimmen könne zur Pluralität anonymer Autorschaften, die an Text-Netzen unendlich weiterflechten? Dass man beim Sex per Telephon und Bildschirm «auf Nummer sicher» gehen würde? Dass man im Kino nicht mehr sicher sein könne, ob die Schauspieler, deren Dialog man da bebend folgt, zum Zeitpunkt, als der Film gedreht wurde, überhaupt noch gelebt haben? Dass man seine neue Wohnungseinrichtung vor dem Gang ins Möbelhaus erst mal auf dem Bildschirm plant? Dass die Mitglieder von Kirchengemeinden sich virtuell im Cyberspace des Internet zum Gebet versammeln?

Die öffentlichen Beobachter sind «Freaks» oder «Warner».

Internet, Interface, Intertext, Hypertext – die vielen neuen Wörter wirbeln im Kopf und rauben einem schier die Sinne. Dabei sind alle Sinne gefordert in einer Medienumwelt, in der Informationen auf uns nur so herniederprasseln in sprachlichem Text und bewegtem Bild, in Graphik, Farbe und Schattierung, in Stimme, Ton, Geräusch und musikalischer Sequenz und nun auch noch alles auf einmal, digitalisiert zu Bitmustern auf den Speicherplatten unserer multimedialen Maschinen.

Multimedia heisst die Zukunft unserer Kommunikation: so wird uns täglich eingehämmert. Fernsehen und Computer, Monitor und Videokamera, Digitizer und Framegrabber, CD-ROM und Camrecorder, Overlay und Dia-Projektion, Drucker, Scanner, MIDI-Synthesizer, Modem, Mikrophon und Telephon, ISDN und Fax und Btx und Internet und Hypertext und WorldWideWeb und alles vernetzt und gespeichert und abzurufen per Tastendruck und Infrarot-Bedienung – hatte ich das im Sinn, damals, als ich (1975 in Berlin) die Gründung einer Sektion zur Erforschung der Semiotik der multimedialen Kommunikation ins Leben rief im Rahmen des

ersten Colloquiums der Gesellschaft für Semiotik?

Wir hatten uns Bescheideneres vorgenommen, Germanisten überwiegend, Sprach- und Literaturwissenschaftler, die die Zukunft nicht verschlafen wollten wie die Mehrzahl unserer Zunftgenossen, nicht ahnend, welche Konjunktur der Begriff ‹Multimedia› gewinnen würde durch die Kampagnen der Kommunikationsindustrien. Uns interessierten die Veränderungen im Gebrauch der Zeichensysteme (und die Sprache galt uns darunter nur als eines von vielen), das Verhältnis der Codes in mehrfach (sprachlich, nichtsprachlich, paraverbal) codierten Texten und die Konsequenzen ihres Wandels für die Routinen unserer Verständigung in einer durch Medienvielfalt und -präsenz zunehmend geprägten Alltagswelt.

Die digitale Codierung von beliebigen Texten hat revolutionäre Konsequenzen.

3. Die kulturell subersiven «Revolutionen» unserer Kommunikationsgepflogenheiten werden uns von den Experten in immer dichterer Folge annonciert. Wie in prähistorischen Zeiten die Menschen ihrer Alltagserfahrung und Umweltwahrnehmung bildlichen Ausdruck gaben, davon zeugen die steinzeitlichen Höhlenmalereien (wie die jüngst gerade wieder in Frankreich entdeckten) in beeindruckender Vielfalt. Die Bilder wurden noch nicht ‹gelesen›, sondern gedeutet, noch jenseits von Sprache und Begriff. Bald aber gewann die Folge der Bilder System. Die Ideogramme fügten sich zur Sequenz, die eine Geschichte erzählt.

Zu nüchternen Buchungszwecken entwikkelten die Sumerer im vierten Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung erste Bilderschriften, die stilisiert-iconische schon mit numerisch-symbolischen Zeichen verbinden, eingebrannt in den Tontafeln von Uruk, die als die ältesten Schriftdenkmäler gelten. Als Gedächtnisstütze für ihre magischen Zeremonien nutzten die Ojibwa-Indianer Aufzeichnungen, die sich aus Bildzeichen und Hinweisen zu ihrer Verknüpfung zusammensetzten. Der entscheidende Schritt ist jedoch der Übergang vom (einzelsprachunabhängigen) Gebrauch von Zeichen für Vorstellungen zur Phonetisierung der Schrift als Fixierung von Lautformen bestimmter Sprachen wie in den ägyptischen Hieroglyphen und später den Maya-Schriften, deren Entschlüsselung gegenwärtig zur Revision unseres Bildes dieser mittelamerikanischen Kultur beiträgt.

Die Schrift machte das flüchtig gesprochene Wort überindividuell verfügbar, übertragbar, fixierbar in Texten. Im 12. Jahrhundert ermöglichte die Entwicklung bestimmter Textbausteine wie (Titel, Inhalt, Paragraph, Absatz, Kapitel, Register) den Schritt vom Manuskript zum Buch. Gutenbergs ‹artificialiter scribere› liess es zum ersten technisch reproduzierbaren Wissensspeicher werden. Den nächsten entscheidenden Schritt tat Alan M. Turing mit seiner Turing-Maschine: die «Gutenbergsche Galaxis der statischen Druckmedien geht auf in der Turingschen Galaxis der dynamischen programmierbaren Medien», schreibt der Bremer Informatiker Wolfgang Coy im letzten Jahrgang (1995) der Zeitschrift für Semiotik und erklärt diesen und die früheren Schritte zur Vorgeschichte von Hypertext.

In der Tat hat die nun eröffnete Möglichkeit der digitalen Codierung von Texten beliebiger semiotischer Struktur und Modalität (Sprache, Bilder, Film, Musik usw.) revolutionäre Konsequenzen: die verschiedenen Signalwerte finden nämlich erstmals ein gemeinsames Medium ihrer einheitlichen maschinellen Speicherung, Übertragung und intermedialen Übersetzung. Am daraus folgenden Wandel unserer tradierten Kommunikationskultur – mit den vertrauten Mustern der Texte und Gattungen, mit der Sicherheit im Urteil über Original und Kopie, mit der klaren Zuweisung der Rollen von ‹Autor› und ‹Leser› – haben wir bereits täglich teil, wenn wir Briefe per Fax oder e-mail versenden.

wenn wir Telefongespräche via ISDN-Netz führen, wenn wir Texte und Bilder im WorldWideWeb austauschen, wenn wir Musik von der Compact Disc hören oder ein auf CD-ROM gespeichertes Video in Hypertext-Lehrmaterialien hineinkopieren.

Der Computer wird zur medienintegrierenden Maschine schlechthin. Unser Umgang im Alltag wird durch multimediale Kommunikation wesentlich bestimmt werden, ob wir es mögen oder nicht. Die Maschinen werden unsere Wahrnehmung verändern und unseren Gebrauch der Zeichen. Sind wir dafür schon gerüstet? «Werden wir die Sprache des Computers sprechen?», fragte bang die deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Oder die Maschine je die unsere?

Beides. Die Verständigung zwischen Mensch und Maschine wird leichter durch neue Ideen zum Design der Kontaktfläche zwischen den beiden, der «Benutzerschnittstellengestaltung», wie das «interface» mit dem noch eher trockenen Charme der Expertensprache getauft ward. Der Einfluss der amerikanischen «Computersprache» auf unsere Alltagssprache ist indessen nicht mehr zu übersehen, geschweige denn aufzuhalten, wie das frankophone Sprachpuristen versuchen, die sich so verzweifelt wie vergeblich dem Eindringen des Englischen ins Französische entgegenstemmen und sich vom Untergang der (also ihrer) Kultur umdroht wähnen, wenn jemand in ihrer Sprachgemeinde «internet» zu sagen wagt statt «entre réseau» oder «online» statt «en ligne», vom «computer» spricht statt vom «ordinateur» oder von «software» statt «logiciel» (Spiegel 28 v. 8.7.96).

Während in der frankophonen Welt der Kampf gegen den amerikanischen «Kulturimperialismus» tobt («Ein Krieg, so brutal wie jeder andere Krieg auch», posaunt Michel Cartier, Professor für Neue Technologien von der Université de Montréal und aller Massstäbe bar), gewöhnen wir uns im Deutschen so zügig wie gelassen an die neuen Wörter und passen sie ohne weitere Umstände ein in unsere Rede: «Bist Du endlich online? Dann e-mail' ich Dich mal an oder fax' es 'rüber». «Okay, und mach' 'ne copy, die kann ich mir dann downloaden». «Scannen wir aus dem master file raus und schau'n, dass wir dabei nichts deleten». Einmal eingeloggt, lernt man Infos zu posten und seine files zu routen, im Web zu surfen und zum Clip zu raven, Kollegen zu connecten und ihre mails zu trashen oder zu replien, per Tastendruck, wenn der node stimmt und man gelistet ist und das password nicht vergessen hat. Unseren Eltern fällt die Gewöhnung schon weniger leicht, und wie die Computer Kids der Generation X sich untereinander verständigen, bekommen wir nur noch in Teilen mit. Die sozialen Formationen verschieben sich. Wer nimmt teil an der neuen Kommunikationskultur? Wer hat Zugang zur Informationsvielfalt? Und bedeutet der Informationszuwachs zugleich Machtzuwachs oder nur Verlust der Übersicht?

Die Computer verändern unsere Wahrnehmung.

4. Auf einer kürzlichen Tagung des Schweizerischen Werkbundes beschrieb der Leiter des Gottlieb Duttweiler Instituts, Christian Lutz, Chancen und Risiken der Medienentwicklung (Bund 147 v. 24.6. 96). Die «Effizienz» der ‹neuen› Medien habe sich seit ihrer Einführung vor rund vierzig Jahren durchschnittlich alle 18 Monate verdoppelt. Die Reaktion in der Gesellschaft ist zwiespältig. Die einen begrüssen das schier unbegrenzte Potential der Informationserweiterung und -vernetzung unter dem Stichwort der Globalisierung. Die anderen verweisen auf die gegenläufige Tendenz der Nationalisierung, ja Regionalisierung. Begeisterung über den grenzenlosen, unkontrollierten, unzensierten Fluss der Informationen und Bedürfnis nach überschaubaren Dimensionen halten einander die Waage. Explosion der Informationsquellen in ständig expandierender Konkurrenz der Mediensorten einerseits,

Gefahr des Ertrinkens im Informationsüberfluss, des Erstickens im Datenmüll andererseits.

Scheinprobleme? Ist nicht die erdrückende Mehrheit der Menschen davon überhaupt nicht betroffen? Wer ist denn schon ‹angeschlossen› ans Netz der Info-Bahnen? Minderheiten: Studenten, Journalisten, Jungunternehmer, ein paar Professoren vielleicht. Jedenfalls weisse, männliche, junge, akademisch ausgebildete Bewohner technisch avancierter westlicher Industriestaaten. Das «Milieu der Websurfer ähnelt immer noch dem exklusiven Wahlvolk im antiken Athen», beschreibt Ludwig Siegele (in der Zeit 20 v. 10.5.96) die politischen Perspektiven der «elektronischen Republik» an der Schwelle des 21. Jahrhunderts. Und Umberto Eco sieht (in der Weltwoche v. 23.5.96) eine Zukunft mit drei Klassen der Informationsgesellschaft voraus: das ‹Proletariat› derer, die ihre Informationen aus dem Fernsehen beziehen und ihr Unterhaltungsbedürfnis mit Videos stillen; die ‹Kleinbürger›, die die neuen Medien zwar nutzen, aber nicht wissen, wie sie funktionieren; und die ‹Nomenklatura›, die Computer programmieren und damit Auswahl und Inhalte, Formen und Verteilung der Information bestimmen und kontrollieren kann.

Wir müssen lernen, aus dem Überangebot auszuwählen.

Ein Szenario, das George Orwells würdig wäre? Kaum bestreitbar scheint immerhin Ecos Prognose, dass sich schon in den nächsten 20 Jahren die «geistige Geographie total verändern» werde. Und ebenso unbestreitbar seine Forderung nach neuen Navigationssystemen zur Orientierung auf den Ozeanen der Information, nach der Entwicklung von Kriterien der Früherkennung ihres Gehaltes. Wir müssen lernen, aus dem Überangebot das je nach individuellem Bedürfnis und Interesse Relevante auszuwählen. Das ist leicht gesagt. Wie sehen wir dem Angebot an, was es enthält? Wie ist es verpackt und welches Etikett ist draufgeklebt? Bei den ‹alten› Medien hatten wir Zeit genug, solche Auswahlkriterien zu entwickeln und zu lernen. Wir wissen, wie wir zu einem Thema die wichtigsten Bücher finden, wir kennen die seriösen Verlage, die einschlägig ausgewiesenen Autoren, die ihrerseits gelernt haben (sollten), ihre Bücher so zu schreiben, dass man sich darin durch Gliederung, Anmerkungen, Querverweise, Register, Resumés schnell über den Inhalt orientieren kann.

Verfügt schon der heutige Student noch über diese Fertigkeiten der Informationsermittlung? Systematisches Bibliographieren hat er schon verlernt, dafür kann sich die von irgendwem und maschinell nach ‹keywords› sortierten Literaturlisten auf seinen Rechner ‹downloaden› und verliert sich schnell resignierend in der Beliebigkeit der Titel. Das Buch mit dem für ihn wertvollsten Kapitel, den Hinweis in einer Fussnote auf den ihm weiterhelfenden Aufsatz übersieht er so bestimmt.

Und wie nutzt der Normalbürger das Angebot? Wie sieht und liest er heute etwa Nachrichten? Gezielt und gestaffelt erst die aktuelle Kurzmeldung im Radio, den bebilderten Bericht dazu am Abend im Fernsehen, die festigende und ordnende Hintergrundinformation in der Presse am nächsten Morgen und die vertiefende, kritisch reflektierende, systematisch resumierende Darstellung in der Wochenzeitung und Monatsschrift? Oder verblöden wir unter der informationellen Dauerberieselung und nehmen, was kommt, ohne Unterscheidung zwischen Wichtigem und Unwichtigem? Schon beginnen unsere TV-Redaktionen den Regeln der amerikanischen news shows zu folgen mit ihren Mini-Infospots zwischen human touch stories, Sport und Werbeblöcken: zwei Minuten Flutkatastrophe, 30 Sekunden Weltwirtschaftsgipfel, 90 Sekunden für den täglichen Terroranschlag irgendwo, drei Minuten Pepsi Cola und Microsoft und Netzstrümpfe und Chrysler-Coupé, 20 Sekunden Arbeitslosenzahlen und Steuerreform, 10 Minuten Tennis, Fussball, Fussball, Fussball ...

Wird die jahrtausendealte Briefkultur verkümmern und ist dafür mit der electronic mail eine ‹neue Textsorte› geboren, irgendwo zwischen Botschaft und Gespräch? «Wer soll das alles lesen?» fragt Ludwig Siegele (in der Zeit v. 23.2.96) angesichts der Überfüllung der elekronischen Briefkästen in Unternehmen und Universitäten. Schon beginnt die elektronische Korrespondenz bei manchem mehr Zeit zu kosten als zu sparen. Dabei ist sie mit ca. 4,7 Minuten pro message um einiges schneller als das gewöhnliche Telephonat, das nach den Berechnungen des schwedischen Informatikers Jacob Palme («Elektronische Post») mit Wählen und Warten und vergeblichen Versuchen immerhin 20 Minuten kostet. Auch hier wird es zu einer Mediendifferenzierung und Funktionsverschiebung kommen: das System der Kontaktmöglichkeiten wird erweitert, ähnlich wie vor hundert Jahren bei der Einführung des Telephons, was ja ebenfalls einer Phase der Gewöhnung bedurfte.

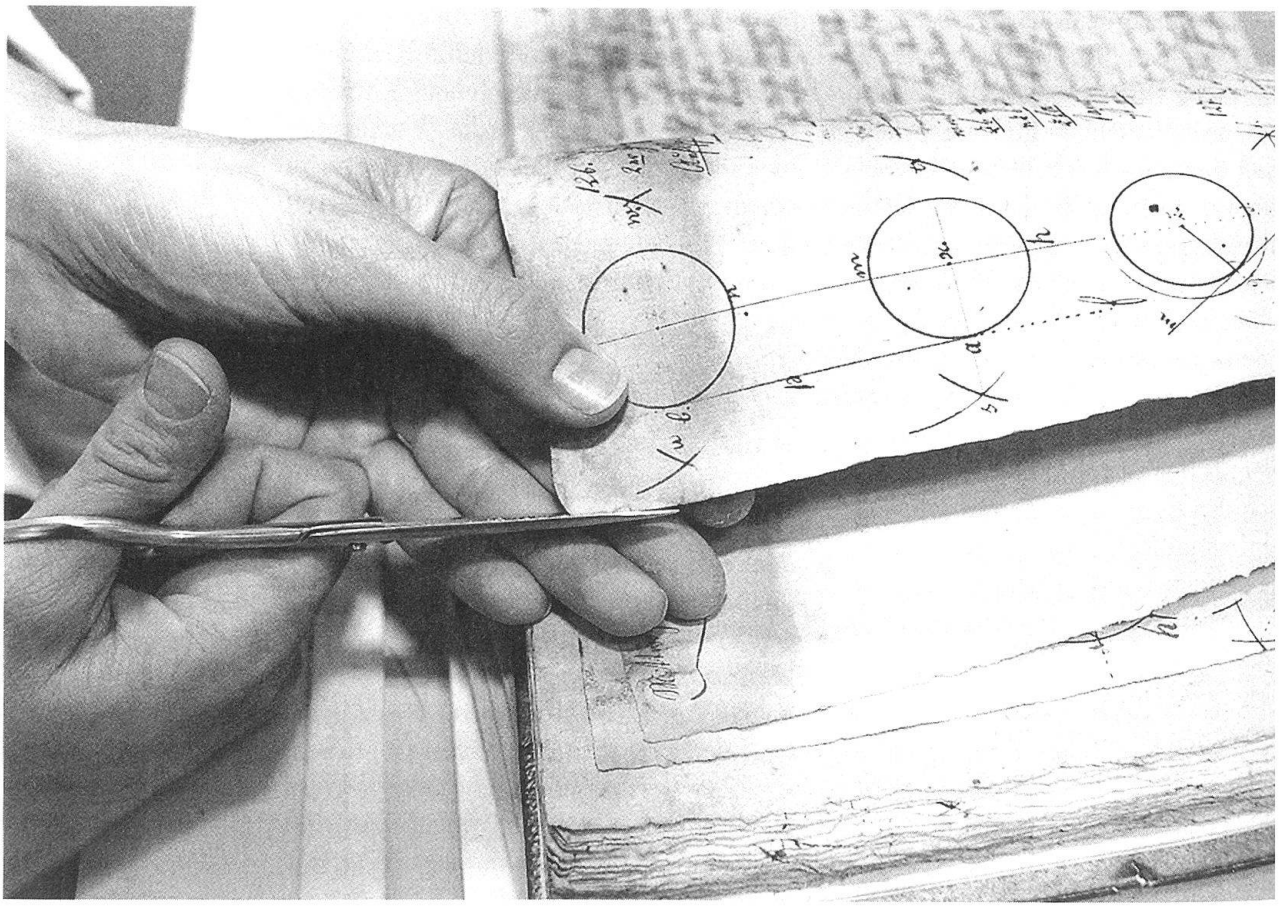
Wenn jeder mit jedem allüberall über alles und jedes kommunizieren kann, wird die Welt in der Tat zum Dorf mit Poststelle, «the global village» Marshall McLuhans, ein Kommunikationsraum ohne Grenzen und Barrieren. Zumindest in der Theorie. In der Praxis sind die Barrieren immer noch beträchtlich. Es sind vor allem technische, quantitative, wirtschaftliche, sprachliche, soziokulturelle Barrieren. Die Entwicklung spezieller Software und Navigationssysteme, die Verbilligung der Hardware und ihre weltweite Verbreitung wird sie in absehbarer Zukunft abzubauen helfen. Bei den soziokulturellen Barrieren wird es etwas länger dauern.

5. Der gegenwärtig sich vollziehende Umbruch unserer Medienumwelt mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Gewohnheiten unseres kommunikativen Gebarens lässt Bildunspolitiker (wie den deutschen Kommunikationswissenschaftler Peter Glotz) mittlerweile nach dem raschen Ausbau der Medienwissenschaft und der Medienerziehung rufen. In der Schweiz, diesbezüglich noch Entwicklungsland, mehren sich die Warnungen, hier nicht den Anschluss zu verlieren in einem rasant expandierenden Feld mit schier unbegrenzten Anwendungsperspektiven in allen gesellschaftlichen Sektoren.

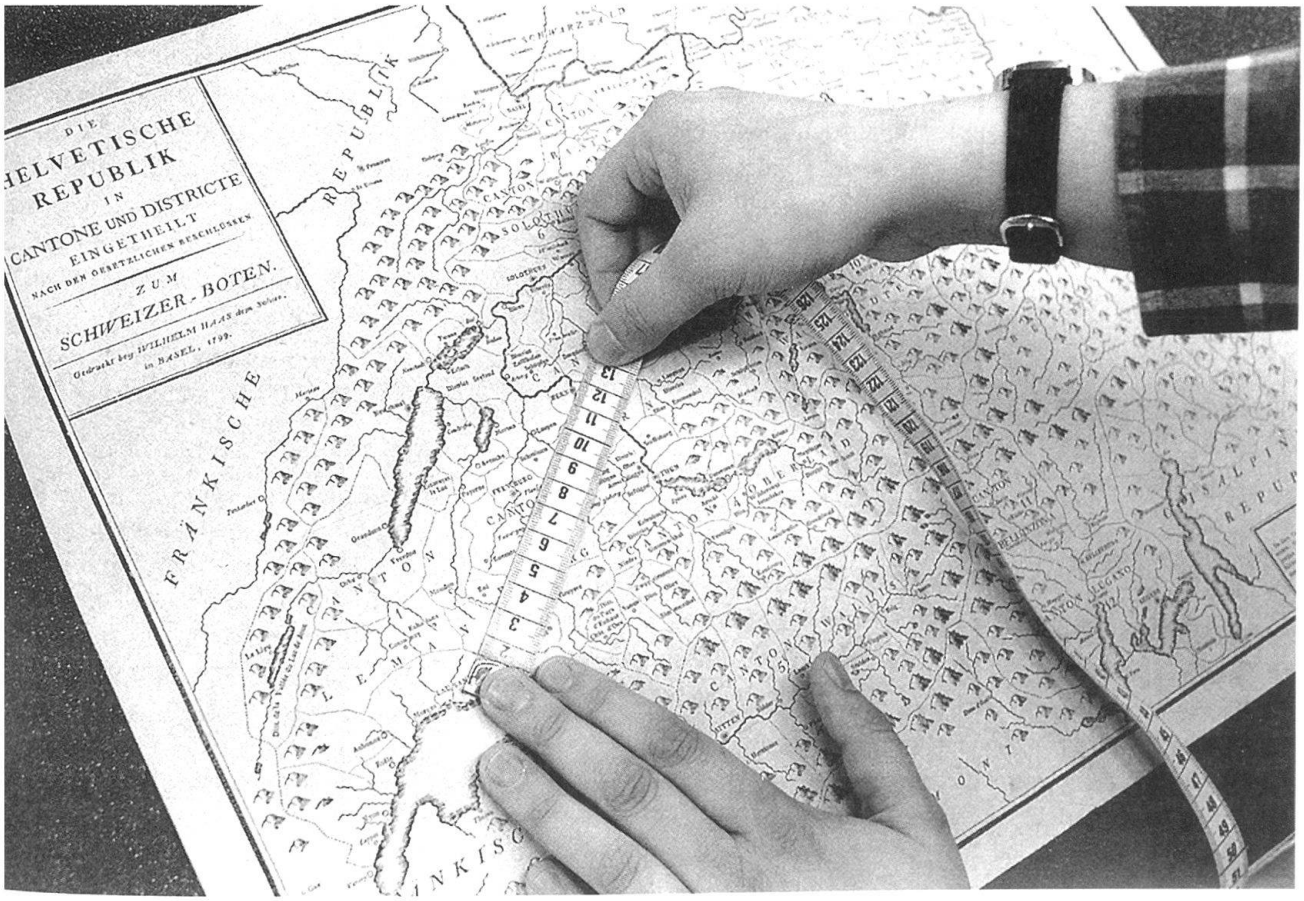
Wissenschaft, Kunst und Alltag sind von den Umwälzungen gleichermassen betroffen. Viele Problemlösungen in Medizin, Natur-, Technik-, Geowissenschaften sind ohne die Vernetzungsmöglichkeiten von Rechnern und Medien gar nicht mehr denkbar. Künstler und Schriftsteller bedienen sich ihrer mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sich etwa die Hypertext-Experten der geisteswissenschaftlichen Wurzeln ihres Konzepts erinnern. Und der Kunde macht davon Gebrauch, wenn er ins Museum geht oder von zu Hause aus Waren ordert, Musik hört und dabei die (auf der CD mitcodierte) Partitur auf dem Bildschirm verfolgt, seine Photos digital archiviert oder sich in mailbox-Netzen neue Partner sucht.

Medienwissenschaft und -erziehung müssen ausgebaut werden.

Die Integration von Computer, Telefon und mehrfach-codierten Datenbanken wird in Verbindung mit automatischen Sprachübersetzungsprogrammen den internationalen Informationsfluss und interkulturellen Kommunikationsbedarf, und somit die gesellschaftlichen Interaktionsmodalitäten überhaupt, in einer Weise verändern, die nach einschlägiger Forschung und Ausbildung in einem im Vergleich zum gegenwärtigen Stand in der Schweiz vervielfachten Ausmass verlangt. Traditionelle Ausbildungsgänge ändern sich radikal; Kulturmanager, Trainees, Museumspädagogen, Bühnenbildner, Sprachlehrer profitieren von der Technik multimedialer Kommunikation. Ihre zeichen- und kulturtheoretische Reflexion in der Auseinandersetzung mit der Technik und damit die Überschreitung klassischer Disziplingrenzen ist das Gebot der Stunde. Damit werden die technologischen Innova-



Bilder: Iris Krebs


DIE
HELVETISCHE
REPUBLIK
IN
CANTONE UND DISTRICTE
EINGETHEILT
NACH DEN OBERTZLICHEN BESCHLÜSSEN
ZUM
SCHWEIZER-BOTEN.
Gedruckt bey WILHELM HAAS dem Jüngern.
in BASEL, 1798.
REPUBLIK
FRÄNKISCHE

tionen zugleich zum Impulsgeber für die semiotische Forschung, die aufzeigt, inwiefern Kultur und Geschichte der Kommunikation, ihrer alltäglichen wie ästhetischen und technisierten Formen, immer auch den Zeichen und Medien besondere Aufmerksamkeit zu schenken hat, in denen sie sich vollzieht. Denn sie betreffen im Kern die innere Verfassung einer Gesellschaft als Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft.

Die (bildungs-)politischen Konsequenzen beginnen in der Schweiz erst allmählich in ihrer vollen Tragweite erfasst zu werden. Die Situation gleicht mutatis mutandis der der Informatik und Computerwissenschaften vor gut 20 Jahren, als es der Schweiz in einer grossen Kraftanstrengung gelang, den Anschluss an die Entwicklung im Ausland zu gewinnen. Ob so etwas noch einmal gelingt? Oder muss die «Universität Schweiz» im Bereich der Medienwissenschaften sich aus dem internationalen und interdisziplinären Gespräch verabschieden und ihrem Nachwuchs damit endgültig die Chance nehmen, hier so kräftig und kundig mitzumischen, wie er es verdiente und vermöchte?

Dr. Dr. Ernest W.B. Hess-Lüttich ist Ordinarius für Textwissenschaft am Institut für Germanistik der Universität Bern und derzeit Präsident der deutschen Gesellschaft für Semiotik.

Globale Entwicklung des Telekommunikationsmarktes – wie global kann und darf die Schweiz sein?

Am 10. Juni 1996 hat der Bundesrat die Botschaft zum revidierten Fernmeldegesetz (FMG) veröffentlicht. Die Tatsache, dass das heute geltende Fernmeldegesetz erst seit dem 21. Juni 1991 in Kraft

Ernst Hofmann

ist, zeigt deutlich, welche Dynamik hier herrscht. Als Normalverbraucher der Telecom-Dienstleistungen kann man diese Eile nicht verstehen, bietet doch die Telecom PTT nach wie vor ausgezeichnete Dienstleistungen. Auch gemessen am Preisindex liegt die Schweiz im europäischen Mittelfeld. Gross- und Grösstkunden monieren allerdings, dass vor allem die Mietleitungstarife (sie werden vorwiegend für die Übertragung von hohen und höchsten Datenmengen benötigt) im europäischen Vergleich viel zu teuer seien. Allein deswegen würde man allerdings kein neues Fernmeldegesetz brauchen. Ausgangspunkt ist vielmehr die Tatsache, dass die Euro-